

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 229.

Samstag, 30. September.

1916.

Die Lierbachs-Mädelsn.

(8. Fortsetzung.)

Münchener Roman von Emma Haushofer-Merk.

(Nachdruck verboten.)

Fast vier Jahre waren vergangen, seit man in dem kleinen, vertrauten Kreise Trudels Hochzeitstag gefeiert hatte. Für Lierbach freilich ein recht erzwungenes Fest. Aber er hatte nicht gewollt, daß eine ganz stille, lang- und klanglose Trauung noch mehr Gerede verursachte. Zur alten Frohlaune hatte er sich freilich nicht aufzuraffen vermocht. Sein Ernst war wie ein Alp für alle fühlbar gewesen, so daß das feine Hochzeitessen trotz der guten Weine, die Falks Eltern aus Würzburg schickten, lange nicht so heiter und vergnügt verlief wie die einfachen Atelierfeste.

Mit Trudels hellem Lachen schien überhaupt die harmlose Ausgelassenheit, die übermütige Stimmung aus dem Malerhause verschwunden zu sein. Grete, die nun eifrig zeichnete und malte, hatte nicht mehr genügend freie Zeit, um sich wie früher den Vorbereitungen für einen Maskenscherz zu widmen. Lierbach bereute wohl im stillen, daß er seine hübsche Trudel nicht sorgfamer gehütet und ihr so lustige Gelegenheiten gegeben hatte, sich in einen Maler zu verlieben.

Freilich, Grete war nun, als Schülerin des Vaters, erst recht viel mit den jungen Leuten zusammen. Sie zog im Sommer mit ihnen aus auf den Studienplatz; sie saß unter ihnen, wenn Lierbach ein Jagdstilleben stellte, das sie alle malten. Man traf sich allwöchentlich auf der Regalbahn und war durch gleiches Interesse, gleichen Ehrgeiz und gleichen Nervenjammer verbunden. Aber die beiden, die im Hause ihr Atelier hatten, der kleine Wolf Lüders und Willibald Kreuzer, erschienen nicht allzu gefährlich für Gretes Seelenruhe.

Lüders war ihr treuer Freund und Bewunderer, der mit eifersüchtiger Strenge darüber wachte, daß keiner ihr zu nahe kam. Der lustige, feste Willibald Kreuzer, der immer noch sein blaßes Dubengesicht hatte, vertraute ihr seine beständigen Heiratspläne an, die immer wieder im Sand verliefen, weil er selbst mit scharfer Kritik für die Erscheinung einer jungen Dame zu große Ähnlichkeit mit deren dicken Mutter herausgefunden hatte, oder weil er abblitzte oder weil ein anderes noch schöneres Kind auftauchte. Obwohl er um ein paar Jahre älter war als sie, blieb er für Grete nur ein komischer Junge, mit dem man sich lustig necken, mit dem man herzlich lachen konnte.

Seit einiger Zeit war der Maler Erich Steinach, der große Hamburger mit dem langen roten Bart, ihr näher getreten. Erich war auch Lierbachschüler, aber er blieb bei der Wahl seiner Stoffe der nordischen Heimat treu und malte feine stimmungsvolle Landschaften von der See oder von der Heide, die großen Anklang fanden. Im ersten Münchener Freiheitsrausch hatte er wirklich ein hübsches kleines Ding geheiratet, das er auf einer Redoute im Kolosseum kennen gelernt, und es war natürlich gegangen, wie seine Freunde es vorhergesagt hatten. Das rosige Gesicht mit den Grübchen wurde bald fett und plump, der reizende Mutterwitz, der ihn entzückt hatte, verlor sich; als die erste Verblendung vorüber war, merkte

er die Unbildung, die Roheit der Gesinnung, das ungezügelte Temperament und schämte sich der Gefährtin, die er sich erkoren hatte. Er zog sich von aller Geselligkeit zurück, um diese Frau nicht den Kollegen vorstellen zu müssen. Sie aber hatte viel von lustigen Künstlerfesten gehört; sie war enttäuscht und fing an zu reifen und zu schimpfen mit einem Geschrei, mit Vorstadt-ausdrücken, die ihn entsetzten. Am Vormittag ging sie schon zum Frischschoppen in den Franziskaner, nachmittags saß sie im Kaffeehaus und abends sollte er mit ihr in ein Ringeltangel gehen. Zu diesem ihr zusagenden Leben schien sie sich als „bessere Frau“ berechtigt. Wenn er heim kam, war das Essen nicht fertig oder kaum genießbar, und sein Kind lernte von der Mutter häßliche Schimpfwörter.

Aber das Kind hielt ihn doch in dieser Hölle fest! Wie konnte er das kleine Geschöpf denn dieser Mutter überlassen.

Das kleine, blonde Mädel, an dem sein Herz hing, tat das Allgütigste: es schloß eines Tages nach kurzer Krankheit die blauen Augen.

Nach dem Begräbnis war er zu Lierbachs gegangen, weil ihm graute vor dem Zusammensein mit seiner Frau, weil er sich nach einem verständnisvollen feinen Menschen sehnte. Gretes Teilnahme hatte ihm wohlgetan, und so wurde das vierundzwanzigjährige Mädchen allmählich die Vertraute seiner Ehemisere.

Erschauend über den Einblick in seine trostlose Säuslichkeit, konnte Grete ihm keinen anderen Rat geben, als den einen: „Sie müssen seh'n, daß Sie frei werden, Sie gehen ja in dieser Umgebung zugrunde!“

Nach dem damaligen bayerischen Gesetz wäre eine Scheidung wegen „gegenseitiger Abneigung“ noch möglich gewesen. Aber seine Frau dachte nicht daran, ihr bequemes Leben als Malersfrau aufzugeben. Seit sie wußte, daß er sich von ihr losmachen wollte, folgte sie wie ein Spion seinen Wegen. Einmal sah sie ihn auch mit Grete, der er zufällig auf der Straße begegnet war, eine Strecke weit gehen, in eifrigem Gespräch. Nun glaubte sie die rechte Fährte gefunden zu haben. Eine eifersüchtige Wut auf den Lierbachschen Kreis, in den er sie nie eingeführt hatte, war ohnehin schon in ihr vorhanden; nun wandte sich ihr ganzer Haß, ihr heißes Verlangen nach Rache, gegen dieses große, stolze Mädchen, und bei ihrem völlig ungezügelten Temperament gab es keine Hemmungen mehr für ihre wilden Pläne.

An einem Dienstagabend hatten sich die jungen Maler wieder auf der Regalbahn zusammen gefunden. Als Lierbach mit Grete und Anna Wolders eintrat, wurde er mit lautem Hallo begrüßt: „Wir gratulieren! Unseren Glückwunsch!“ Er hatte nämlich den Titel Professor bekommen und seine Schüler freuten sich über die lange schon erwartete Auszeichnung für ihren Lehrer. Er wehrte in seiner bescheidenen Weise alle Lobesworte ab und meinte: „Ist schon recht! Ich geb' mir auf solche G'schichten.“ Er schien sich, mehr als über seinen Titel, über den Fabel seiner Partei an

freuen, als er gleich darauf einen „Kranz“ schob, eine seltene Leistung, die der Regelsjunge mit einem Zucker feiern mußte.

„Steinach, nun kommen Sie dran!“ rief man eifrig. „Nun zeigen Sie, was Sie können.“

Aber Steinach ließ plötzlich, mit einem erschrocken Blick nach dem Fenster, die Kugel wieder aus seiner Hand gleiten. Er hatte deutlich gesehen, daß sich ein Gesicht an die Scheiben drückte, ein ihm nur zu wohl-bekanntes Gesicht.

„No, was gibt's denn? Was haben Sie denn?“ frag man, als er mit finsterem, zornig erregtem Gesicht hinausstürzte in den dunklen Hof.

Er hatte kein Wort geantwortet. Er war außer sich. Das fehlte noch, daß seine Frau ihm nachschlich. Was wollte sie hier? Argend eine Bosheit! Eine neue Art, ihn lächerlich zu machen.

„Also segeln halt Sie, Fräulein Grete, wenn Steinach wegrennt. In die Vollen! Vielleicht machen Sie auch einen Kranz!“ rief Kreuzer.

Das junge Mädchen trat vor, stand im Lampenlicht mitten im freien Raum.

Von draußen richteten sich böse Augen auf sie, eine Frauenhand hob die Waffe und zielte durch die Scheibe auf die helle Gestalt. Eine Sekunde noch und sie drückte los. Aber schon hatten sich von rückwärts starke Arme um ihre Hände gelegt. Der Schuß krachte, aber er traf nur das Mauerwerk. In der Regelbahn hörte man ein Klirren, als wäre ein Stein gegen das Fenster geschlagen. Einen Moment schauten alle hinaus auf den dunklen Hof. Aber es blieb still.

Grete's Kugel irrte ziellos sehr planlos über das Brett. Das junge Mädchen zerstreute Steinachs plötzliches Aufschrecken. Sie dachte sofort an seine Frau. Warum war er so heftig erschrocken?

In dem dunklen Hof hielt der große Mann die Hände seiner Frau wie in einem Schraubstock fest, entwand ihr die Waffe und zog schonungslos die sich Behrende vom Fenster weg unter die kahlen Bäume des Wirtsgartens, wo es ganz finster und still war.

„Laß mich! Laß mich! Du tust mir weh!“ stöhnte sie in ohnmächtigem Sträuben.

„Nach dem, was du eben tun wolltest, hast du überhaupt das Recht verloren, frei herumzulaufen. Eine Zerrfingige überläßt man nicht sich selbst“, raunte er ihr zu.

„O, meinst du! Das tüt dir passen, gelt! Ich bin aber nicht verrückt! Ich weiß ganz genau, was ich tu! Niederschießen hab' ich sie wollen, weil sie dich von mir weglocken möchte.“

„Denk einmal nach, was geschehen wäre, wenn du diese sinnlose Tat ausgeführt hättest! Dann gingst du jetzt zwischen zwei Schutzleuten ins Arrestlokal und hättest die Wahl zwischen Gefängnis und Zirkelhaus.“

„Du willst ja doch nur, daß ich mich scheiden laß, damit du sie heiraten kannst!“ stieß sie, verböhrt in ihren Gedankengang, hervor. „Und ich geb' meine Einwilligung net! Nein, so dumm bin ich net! Damit ich nachher gar nichts mehr hatt.“

„Komm jetzt!“ herrschte Steinach sie an. „Ich bringe dich nach Hause. Aber das sage ich dir: Nun ist's zu Ende! Ich will nicht auch noch in einen Skandal verwickelt werden. Frei will ich sein von dir, frei! Das Maß meiner Geduld ist erschöpft!“

Seine finstere Entschlossenheit, sein eifriger Ton erweckten ihr nun doch eine gewisse Angst.

„Du darfst mich nicht einfach so abschütteln. Ich bin deine Frau. Und erhalten muß du mich. Hörst du!“

Er hörte nur zu wohl, hörte, was sie fürchtete, was ihr allein bang machte, warum sie im Grunde mit solcher Zähigkeit an dieser unglückseligen Ehe hing. Und nun sah er zum ersten Male einen Ausweg, auf den sie selbst mit ihrem plumpen Egoismus ihn hinwies. Wortlos führte er sie bis an die Tür seines Hauses, wertete auf und aua ohne Gruß.

Als er wieder in die Regelbahn trat, bemerkte Grete sofort, daß er Schwere erlebt haben müsse.

„Was ist denn geschehen?“ frag sie ihn leise, sobald sie allein in seiner Nähe stand.

„Es ist nicht ausdenken, was geschehen wäre, wenn ich nur eine Sekunde später dieses Gesicht da draußen an dem Fenster entdeckt hätte! Meine Frau hat auf Sie geschrien wollen, Fräulein Vierbach!“ fügte er leise mit bebender Stimme hinzu.

„Auf mich!“ Grete sah ihn mit großen Augen an. „Aber warum?“

„Fragen Sie doch bei solchen Frauen nicht nach einem vernünftigen Grund, nicht nach dem logischen Gedanken!“ erwiderte er bitter. „Sie haßt Sie einfach! Weil sie fühlt, daß Sie einer Bildungssphäre angehören, die ihr verschlossen ist, vielleicht auch nur, weil sie mir die paar frohen Stunden nicht gönnt, die ich in Ihrem Kreise genießen darf.“ Grete seufzte mitteilidg. Sie hatte heiße Wangen; diese Eifersucht, die sie erweckte, schuf ihr eine merkwürdige Erregung.

„Sie begreifen doch, daß ich nun loskommen muß um jeden Preis. Daß ich nach diesem Erlebnis das Zusammenleben mit ihr nicht mehr ertrage. Ich werde sie zwingen, sich scheiden zu lassen. Wenn man Ihnen sagt, Fräulein Vierbach, ich hätte grausam gehandelt — Sie wissen, nicht wahr, daß ich nicht anders konnte. Ich werde mich heute von Ihnen allen verabschieden. Wann ich wiederkehren kann, das vermag ich nicht zu sagen, aber ich hoffe, es wird mir dann besser zumute sein als jetzt.“

„Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie bald eine Lösung finden!“ sagte Grete mit warmem, bewegtem Ton, und sie drückten sich fest und ernst die Hände.

Auch zu Vierbach und den Kollegen sprach Steinach von einer Reise, zu der er sich entschlossen habe, aber er gab nur ausweichende Antwort auf die Frage, wohin er denn plötzlich wolle. (Fortsetzung folgt.)

Erntebegrung und Erntesegen.

Von Paul Bichorlich.

Durch ein goldgelbes, körnerschweres Land bin ich gegangen. Der Boden, soweit das Auge reichte, bestanden mit Roggen, Hafer, Gerste und Weizen. Raum unterbrochen durch ein Kartoffel- oder Zuckerrübenfeld oder durch Bäume und Gesträuch. Da stieg ich aus und schritt hinein in die wallende Pracht. Es war im südwestlichen Ostpreußen, an der Bahn, die von Reidenburg nach Hohenstein führt. Und der Boden, auf dem ich stand, war ein Rittergut, 5000 Morgen groß, und gehörte einem Manne, der dort seit Urgroßvaters Zeiten her saß. Ich war noch keine halbe Stunde gegangen, da kam ein Wägelchen hinter mir hergefahren. Es war Herr L. selber, der Besitzer, der es lenkte. Gleich darauf hielt er an und sprach mit einem Aufseher, der zehn russische Gefangene bei den Erntearbeiten bewachte. Wir kamen ins Gespräch, der lebenswürdige Herr bot mir einen Platz in seinem Wagen an und ich nahm teil an der Inspizierung.

Ein Großstädter, der über Land fährt, blamiert sich auf Schritt und Tritt. Selbst wenn er bescheiden ist und sich jeglichen Urteils enthält. Er reizt den Landmann zum Lächeln, schon durch seine Fragen. Das fühlte ich auch diesmal wieder, obwohl der freundliche Herr viel zu zartfühlend war, um sich etwas merken zu lassen. Dabei gehörte ich nicht zu den ganz Dummten. Ich kann Weizen von Roggen unterscheiden, weiß, wann es Zeit ist, die Kartoffeln herauszunehmen, und kenne Lupinen und Seradella, unsere besten Gründungsplanzen, schon von weitem. Aber was wissen wir in der Stadt eigentlich von dem ganzen landwirtschaftlichen Betrieb und Getriebe, von seinen Sorgen und Berechnungen, seinen Zufällen und Ausfällen! Wir hören wohl, daß Deutschland in guten Sommern (z. B. im Sommer 1913) 4,7 Millionen Tonnen Weizen, 12,2 Millionen Tonnen Roggen, 9,7 Millionen Tonnen Hafer und 3,7 Millionen Tonnen Gerste erntete, aber wer denkt darüber nach, was diese Zahlen bedeuten? Als ich den Roggen eines etwa 1000 Morgen

großen Feldes geschnitten vor mir liegen sah, da dachte ich, damit müßte sich das ganze Dorf versorgen lassen. So unendlich dehnten sich die Garben in die Weite! Als ich einige Tage später an der Dreschmaschine stand und zusah, wie zwei Frauen Garben um Garben hineinwarfen in die gefrägige Doppelrolle, wie ganze Wagenladungen verschwanden und der Haufen der ausgedroschenen Körner sich doch nur langsam mehren wollte, da wurde ich viel bescheidener. Was ist in diesen Wochen in deutschen Ländern geschnitten, gebunden, eingefahren, eingemietet und gedroschen worden! Wie viel hunderttausend Hände waren emsig tätig, die Ernährung Deutschlands im Kriege zu sichern, und wie kurz war der Schlaf derer bemessen, die am härtesten zu arbeiten hatten!

Manche Bauern fingen schon vor vier Uhr in der Frühe an zu schneiden. Gieß es doch jeden guten Tag, den der Himmel schenkt, mit allen Kräften auszunutzen. Das „Carpe Diem“ des alten Horaz galt hier in einem sehr harten Sinne. Das Erste, was der Landmann in der Frühe tut, ist daher, daß er nach dem Wetter ausschaut. Regnet es zur Erntezeit, so bedeutet das für ihn ein völlig anderes Disponieren, einen gänzlich veränderten Arbeitsplan; mag er nun 3000 Morgen sein eigen nennen oder nur 300. Nasses Getreide kann man nicht einfahren, nasses Heu birgt sogar Feuersgefahr in sich. Ein Regenschuß läßt sich ertragen, besonders wenn die Sonne hinterdrein tüchtig brennt und die sofort auseinandergeredeten und der Sonne ausgefekten Halme gehörig trocknet. Aber wenn der ganze Himmel grau in grau steht, wenn es ein Dauerregen wird, wenn die Sonne keine Kraft mehr hat und die dicken Wolken stehen, soweit der Blick reicht, dann ist es zum Verzweifeln. Anstatt daß das geschnittene Korn eingefahren und nutzbar gemacht werden kann, sieht man es der Gefahr des Verderbens ausgesetzt; und was noch im Halm steht, droht zu faulen und ist in jedem Falle in der Qualität geschädigt. Es ist nicht nur bares Geld, was dort auf den Feldern entwertet wird, in Kriegszeiten ist es weit mehr: die Ernährung selber ist in Frage gestellt, wenn der Himmel sich gegen uns verschworen hat.

Aber der Himmel ist uns gnädig gewesen. Seit Jahren haben wir so herrliche Erntetage nicht mehr in Deutschland gesehen. Ein heiterer, beständiger Himmel erlaubte die glatte Einbringung der gesamten Roggenernte, auch Gerste und Hafer sind heute fast völlig gesichert und nur über den Weizen und die Kartoffeln läßt sich Abschließendes noch nicht sagen. Der Körnerreichtum ist größer als seit Jahren, besonders Roggen und Hafer haben überreichlich getragen. Den Segen zu bergen war eine Aufgabe, der gerecht zu werden manchmal aussichtslos schien. Ofters stand ich vor einem jener riesigen Kornfelder, wie man sie in Posen und Westpreußen findet: unendlich dehnte sich das Meer der Ähren, bis an den fernen Horizont stand Halm an Halm, wie viele Millionen mag der Blick umfassen! Und dies alles sollte hereinkommen! Das Korn schien bestens ausgereift und wartete auf den Schnitt. Aber kein Mensch ließ sich weit und breit blicken. Die Leute hatten auf andern Feldern alle Hände voll zu tun und das Feld mußte warten, bis es an die Reihe kam. Eines Morgens in der Frühe ist auch hier die Schneidemaschine angefahren, um dann rastlos Streifen nach Streifen herunterzumähen.

Wieviel gibt es für den Landmann bei der Einbringung der Ernte zu beachten! Er darf nicht zu früh ernten, sondern erst, wenn das Korn ausgereift, das heißt, wenn es innen weiß ist und keinen grünlichen Kern enthält. Die Garben müssen stets gut ausgetrocknet sein. Um sie vor Säuerung zu bewahren, empfiehlt es sich sie öfters aufzunehmen und zu wenden. Dazu ist aber nicht immer Zeit, auch fehlen die Menschen, die die Arbeit verrichten können, denn sie haben anderes zu tun. Auch darf nicht zu früh gedroschen werden. Das Korn muß seinen Feuchtigkeitsinhalt, den es selbst nach heißen Tagen noch bewahrt, langsam verdampfen, dann wird es schwerer und wohlschmeckender. Auch die Lagerung der Körner hat ihre Gehege, die aus Erfahrung hergeleitet sind. So sollen Roggen und Weizen nie höher als 10 Zentimeter, Hafer und Gerste höchstens 15 Zentimeter gelagert werden, ein Leitfaden, der jedoch oft schwer durchzuführen ist, da es an Raum mangelt. Schließlich soll das Korn nicht zu zeitig einsackt werden. Wenn es in Säcken zur Mühle kommt, so liegt es auch dort in Stapeln, gerät leicht ins „Schwitzen“ und ist dann dem Verderben ausgesetzt. Korn, das nicht genügend durchgelüftet lagert, erwärmt sich, schwitzt und stinkt und kann schließlich ungenießbar werden. Mit der Vergung der Ernte

ist es also noch keineswegs getan, auch das hereingebrachte Korn bedarf noch der sorgfältigsten und erfahrensten Pflege, soll es in vollem Umfang nutzbar für die Bevölkerung gemacht werden.

Doch das hat der Bauer in der Hand. Dafür kann er einstehen. Hier nichts zu versäumen ist sein Ehrgeiz. Über das Wetter ist er aber nicht Herr, darum blickt er wohl sehnd am Tage nach dem Himmel, ob er ihm keine Enttäuschung bereite. Jede trockene Stunde ist kostbar, bedeutet, unausgenutzt, einen Verlust, der sich nicht wieder einbringen läßt. In einem masurischen Dörfchen fuhr der Bauer zusammen mit zwei Rüssen noch um 9 Uhr abends — der Mond war bereits aufgegangen — mit den leeren Wagen hinaus aufs Feld und um 1½ Uhr in der Nacht kam der Wagen vollbeladen mit Roggen zurück. Bis er abgeladen war, wurde es 11 Uhr. Dann hieß es noch die Pferde füttern, dies und jenes nachsehen und besorgen. Es wurde Mitternacht, bis der Bauer zum Schlafen kam. Um 5 Uhr stand er bereits wieder auf. Und das seit vierzehn Tagen. Ein knappes Stündchen Mittagschlaf gönnte er sich draußen auf dem Felde. Gewiß, eine schöne Ernte ist eine Herzensfreude für den Landmann, aber sie ist auch ein hartes Stück Arbeit. Auch hier findet man Tapferkeit und Ausdauer, man braucht nur näher hinzusehen.

Unsere Kriegsgefangenen haben uns bei der Einbringung der Ernte sehr wesentlich geholfen. Wo ich auch in Ost- und Westpreußen hinkam, überall auf den Feldern traf ich kriegsgefangene Russen. In der Regel waren sie gar nicht erst einmal zur Ernte eingestellt, sondern waren schon monatelang in landwirtschaftlichem Dienst. Wo immer ein Landwirt Erntehilfe brauchte, erhielt er auf telephonischen Anruf Kriegsgefangene. So weit ich hörte, hat man mit den Russen gute Erfahrungen gemacht; sie zeigten sich willig und anständig. Zur Bedienung landwirtschaftlicher Maschinen freilich waren sie in der Regel nicht zu verwenden, doch konnte jeder Landwirt so disponieren, daß er aus ihrer Arbeitskraft gleichwohl Nutzen zog.

Ein großes Verdienst um die Ernte haben unsere deutschen Bäuerinnen. Bis zu den Kindern hinab hat sich der weibliche Teil unserer Landbevölkerung der großen Verantwortlichkeit und der unendlich wichtigen Aufgabe bewußt gezeigt, die ihm vom Schicksal beschieden war. Auch die Schüler so mancher Lehranstalt dürfen sich heute rühmen, die deutsche Ernte geborgen zu haben. Namentlich in Schlesien haben sie vielfach hilfreiche Hand geleistet.

Bald werden wir das Ergebnis hören. Es wird über alles Erwarten günstig sein. Dann wollen wir nicht vergessen, daß es eine in jedem Sinne große Leistung war, die Ernährung des Vaterlandes zu sichern. Der Himmel schenkte uns das herrlichste Sommerwetter. Gewiß. Aber das Wetter allein schafft noch keine Ernte. Es bildet nur die Voraussetzung dafür, daß sie gerät. Nur der Fleiß und der Schweiß vieler Tausender von Menschen hat die Grundlage dafür geschaffen, daß wir aufs neue in die Lage versetzt sind, durchzuhalten. Während draußen das blutige Ringen unaufhörlich weiterging, hat im Innern des Landes eine friedliche Armee dem Boden seine Erträge abgerungen. Ein neuer Sieg ist errungen, ein Sieg von stillerer Art, aber darum nicht weniger wichtig und nachhaltig. Wenn unsere Feinde die Berichte von der deutschen Ernte lesen, sehen sie sich abermals um eine Hoffnung betrogen. Wir aber falten die Hände und sprechen: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen!



Aus der Kriegszeit.

Der deutsche Michel. (Zum Michaelstage, 29. September.) Am 18. Oktober 1913, also 10½ Monate vor dem Ausbruch des jetzigen gewaltigen Weltkrieges, wurde zur hundertjährigen Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig auf diesem Schlachtfelde, an der Stätte, auf der in der glorreichen Zeit der deutschen Befreiungskriege die drückende Gewaltherrschaft des ersten Napoleon über Europa zusammengebrochen ist, das wichtigste und größte Denkmal errichtet, das die Erde kennt. Dieses gewaltige Völkerschlachtdenkmal weist an seiner unteren Vorderseite ein riesenhaftes, von Professor Behrens ausgeführtes Relief auf, das den Kampfschüßengel des deu-

schen Volkes, Sanct Michael, in siegesicherer Ruhe, umgeben von den Schreden des Schlachtfeldes, verkörpert. Wer sich dem ungeheuren Bauwerk des Völkerschlachtdenkmals von vorn nähert, dem fällt von allem bildnerischen Schmuck des Denkmals am allermeisten dieses Niesenrelief in die Augen. Jeder, der das Denkmal gesehen hat, wird zugeben, daß dieses Michael-Bild seine hervorragendste und eigenartigste Zierde darstellt. Ja, diese in selbstsicherer Ruhe dastehende Kolossalfigur eines gepanzerten deutschen Helden in seiner schönsten und vollsten Manneskraft, in der Rechten das feurige Schwert tragend, die Linke fest auf den Schild gestützt, verkörpert uns in der Tat auf das zwingendste und überzeugendste die deutsche Mannhaftigkeit, die einige Monate später nach der Enthüllung des Denkmals sich auf das glänzendste bewähren sollte. Das ist jener dux Michael, der Herzog Michael, der vor mehr denn 1000 Jahren die deutschen Krieger in den siegreichen Kampf geführt hat. Der Fahne des heiligen Michael folgend, sangen die deutschen Krieger den berühmten lateinischen Schlachtgesang, der mit folgenden Versen anhebt: „O magne heros gloriae / dux Michael / protector sis Germaniae.“ Das Michaelslied wurde dann auch in deutschen Texten als Kampflied viel gesungen. Das wirkungsvollste von diesen alten deutschen Kampfliedern, das gerade in der heutigen Zeit die weiteste Beachtung in unserem Vaterlande zu beanspruchen hat, beginnt folgendermaßen:

„Du unsiegbare starker Held, Herzog Michael,
Führ' du das deutsche Heer ins Feld,
Steh' uns zur Seite, hilf uns zum Streite,
Herzog Michael!“

Nach einer Verherrlichung der starken Hilfe des deutschen Kriegshelden, die den bösen Feind zu Boden wirft, schließt das kraftvolle Kampflied mit einer Bitte um neuen Schutz und um das köstliche Geschenk des Friedens:

„Wirf nieder grimmer Feinde Mut
Belebe der Verzagten Mut!
Gib dann dem blutigen Gefild
Des holden Friedens Segen mild,
Von Pest und Hunger uns befrei,
Der Knechtschaft Ketten brich entzwei,
Mit Schwert und Schild, mit starker Hand
Schütz' unser deutsches Vaterland!
O Michael, mit uns zur Schlacht,
Wir steh'n dann aller Hölle Macht.“

Mit weiser Berücksichtigung altheidnischer Bräuche hatte die Kirche das Fest des Erzengels Michael in die Zeit der heidnischen Herbstfeier, der größten Festzeit unserer altgermanischen Vorfahren, verlegt. Daher kommt es, daß der heilige Michael viele Züge von dem altgermanischen Göttervater Wotan übernommen hat, und daher kommt es, daß der Michaelstermin — das kirchliche Fest des heiligen Michael trifft auf den 29. September — noch heute eine so starke Bedeutung für unser bürgerliches Leben hat. In späteren Zeiten freilich wurde der Name Michel in seiner verdeutschten, aus dem kirchlichen Namen Michael hervorgegangenen Form bei uns und namentlich im Munde unserer Nachbarn zum Spottnamen für uns Deutsche, und man liebte es bekanntlich, den deutschen Michel schlafend mit einer Bispelmütze auf dem Haupte darzustellen. Heute wäre es wirklich an der Zeit, daß die Witzblätter ihr altes Klischee vom deutschen Michel endgültig vernichten würden. Wer uns heute den deutschen Michel bildlich vor Augen führen will, der nehme sich vielmehr die erwähnte herrliche Gestalt jenes deutschen Streikers zum Muster, die zum hervorragendsten Schmuck des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig gehört.

Ein Nachtangriff. (Aus den letzten Kämpfen in Wolhynien.) Die Nacht ist hereingebrochen. Eine märchenhaft schöne Nacht. Wenn nicht die das Feld abtreibenden Geschosse gewesen wären! ... Wir wissen, daß es zum Angriff zehrt. Die Artillerie legt schon Sperreuer. Die Russen gegenüber werden unruhig, denn die deutschen Minenwerfer besinken ihren Graben. Wenige Minuten nur vergehen, dann brennt es auf einer Höhe hinter der russischen Linie. Ein Dorf, eines jener leichtgefügteten Dörfer, aus Lehm und trockenem Holz erbaut, steht in hellen Flammen, und das Feuer leuchtet weit in die Nacht hinein. Eine mächtig leuchtende Feuerfäule! Wen der Anblick des Kampfes noch nicht abstumpfte, der blickt schweigend in die Größe des Schaupiels, das hier geboten wird. Die Minen, die zum Feinde

ziehen, sehen wunderbar aus. Ein langer Feuerschweif zieht hinter ihnen her. Wie Kometen sind sie anzusehen. Wir kriechen aus den Gräben, langsam, bedächtig, Vorsicht an erster Stelle walten lassend. Immer näher kommen wir an den feindlichen Graben. Jetzt ... ein Lichtzeichen. Es stammt von uns und gibt denen, die hinten sind, davon Kunde, daß der russische Graben erreicht ist. Das Zeichen wurde verstanden, und die Minenwerfer verlegen ihr Feuer. Nun ist die Bahn frei. Das Werk kann beginnen. Auf! ... Ein jäher Satz, und ehe es sich der Russe versieht, sind wir mitten in seinem Graben. Es sind Sibirier. Sie sind vollkommen verblüfft, keiner denkt an Widerstand, die Waffen entfallen ihren Händen, und die Hände selbst gehen in die Höhe, rasch, wie auf Kommando! Das „Geschäft“ widelt sich in aller Stille ab. Es fällt kein Schuß. Die blinkenden Majonette halten die noch immer erstarrten Russen vollkommen in Schach. Mit fieberhafter Eile geht es an die Zerstörung des Grabens. Was nur halbwegs zu zerstören geht, fällt der Vernichtung anheim. Da bleibt auch nichts niet- und nagelfest. Dann heißt es zurück! Die gefangenen Russen werden in die Mitte genommen, und auf demselben Wege, wie sie gekommen, geht es im marsch, marsch in die Stellung. Unsere Verluste ... kein Mann! (Zens. Wln.)

Die Ratte im Kriegsgebiet. Während unsere im Osten stehenden Truppen sich gegen die Läuseplage zu wehren haben, die bereits zu einem regelrechten System von Schutzmaßnahmen geführt hat, klagen auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Franzosen nach wie vor über die Regionen von Ratten, während sie sich noch immer nicht zu erwehren vermögen. Zahllos sind die Versuche, die in Frankreich zur Bekämpfung der Rattenplage unternommen wurden, und da alles nichts nützte, ging man sogar so weit, die Akademie der Wissenschaften mit der Erfindung eines Rattenbekämpfungsmittels zu beauftragen. Tatsächlich suchen die Ratten mit Vorliebe die Schützengräben auf, und, wie die Naturwissenschaftliche Wochenschrift in einer Besprechung der Ratten im Kriegsgebiet ausführt, hat man es im Felde besonders mit der Wanderratte (*Mus decumanus*) zu tun, die sich auch oft weit von den Ortschaften entfernt und so schnell in den Unterstandsniederungen und selbst in ziemlich abseits gelegenen Schützengräben heimisch wird. Besonders im Winter stellen die Wanderratten sich an der Front ein, da sie zu wenig Nahrung im Freien finden und in den Bauwerken der Menschen ihren Hunger zu stillen hoffen. Darum muß man in jeder Grabenstellung gleich von Anfang an mit aller Energie gegen die Ratten vorgehen. Denn sie richten mitunter unter Vorräten aller Art großen Schaden an. So haben sie es z. B. besonders auf Gegenstände aus Schweinsleder, wie Satteltaschen usw., abgesehen. Diese Vorliebe für Leder stellt sich allerdings nur in einzelnen Fällen ein, kann aber dann zu sehr unangenehmen Beschädigungen führen, weshalb das Ledermaterial meist so hoch wie möglich aufgehängt wird. Auch haben es die Ratten nicht nur auf die gewöhnlichen Nahrungsmittel, sondern selbst auf die sog. eisernen Rationen abgesehen, die darum am besten stets unter Blechverschluß gehalten werden. Nach zahlreichen Verichten aus dem Felde machen die Ratten sich auch dadurch unangenehm bemerkbar, daß sie in die Diele und Holzwände der Unterstände Löcher fressen und sich so besondere Zugänge von einem Grabensystem in das andere verschaffen. Besonders Zorn erregt die Wanderratte bei den Soldaten oft durch die Ruhestörungen, die sie verursacht. Selbst ein abgehärteter Krieger, der an die nächtlichen Geräusche des Herumlaufens, Krakens, Ragens und Quiekens und auch an das laute Gepolter durch das Umwerfen von Blechbüchsen gewöhnt ist, verliert die Geduld, wenn er z. B. plötzlich dadurch erwacht, daß eine schwere Ratte sich auf ihn gesetzt hat. Die Hauptabwehrmaßnahmen gegen die Rattenplage im Felde besteht in der ratsenfeindlichen Aufbewahrung aller in Betracht kommenden Materialien. Außerdem werden gutausgebaute Unterstände durch Verschaltung mit Holz rattenbicht gemacht. Um die „Jagdlust“ der Soldaten zu erhöhen, wurde auch in besonders von Ratten besuchten Gegenden für jede erlegte Ratte eine Prämie von 10 Pf. ausgesetzt. Nach den in den deutschen Stellungen gemachten Erfahrungen konnte man auf diese Weise die Rattenplage auf ein Minimum zurückführen, was den Franzosen bisher trotz der Bemühungen der hohen Pariser Akademie nach ihren eigenen Angaben bisher keineswegs gelungen zu sein scheint.